

# Die Liebe

Autor(en): **Brock, Erich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **11 (1943-1944)**

Heft 12

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759489>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Liebe

Von Erich Brock

## Der Mensch ist er selbst

**S**ehen wir uns zunächst um, wie die abendländische Moralphilosophie mit den Widersprüchen des Altruismus und den Widersinnigkeiten des absoluten Altruismus fertig werden wollen, so fällt uns unter den spärlichen Versuchen dazu zunächst Kants nicht uninteressante Lösung auf. Er stellt als Ziel der Tugendpflichten die eigene Vollkommenheit und die fremde Glückseligkeit auf. (Seine Begründung ist: die eigene Glückseligkeit verfolgt man schon sowieso, und die Vollkommenheit des Andern kann dieser nur selbst verfolgen. „Metaphysik der Sitten“ II. Einleitung IV.) Diese Aufstellung hat einen Sinn, wenn dadurch darauf hingewiesen werden soll, dass der Mensch zu sich selbst in einem einzigartigen Verhältnis steht und für sich selbst eine einzigartige Verantwortung trägt, sodass er berechtigt und verpflichtet ist, sich selbst gegenüber mit absoluteren Zielsetzungen und radikaleren, gewagteren Mitteln zu arbeiten — dem Nächsten gegenüber jedoch sich vorsichtig mit dem Anschein des Guten zu begnügen, welcher im Glück immerhin mit erheblicher Ueberzeugungskraft liegt. Hiermit ist tatsächlich der Ausgangspunkt des ganzen Problems angerührt. Dass der Mensch er selbst ist, ist kein Zufall; und man muss schon die gesamte göttliche Schöpfung als teuflische und radikal auf den Kopf zu stellende annehmen, um zu lehren, jene Tatsache sei das Böse, Auszurottende schlechthin. An der Neigung bestimmter zeitgenössischer Theologen, mit solchen Lehren zu spielen, ist immerhin die Grosszügigkeit bemerkenswert, mit welcher sie diese Folgerung ohne Zögern sich zu eigen machen.

Wir sagten, es ist kein Zufall, dass der Mensch er selbst ist. In der Tat ist hier wohl das fundamentale Recht der Formulierung nicht zu übersehen, dass das einzigartige Verhältnis vom Ich zum Sich mit der Einheit und Selbigkeit des Bewusstseins eins ist, und dass diese Selbigkeit des Ichs mit sich eine jeder geistigen Regung eingesenkte tätige Selbstbejahung bedeutet, die alle andern Bejahungen, Feststellungen, alles Mit-sich-identisch-sein unserer Gegenstände erst trägt. Um von sich fort zum andern zu gehen, muss das Ich erst und immer wieder bei sich selbst sein; um sich aufzuheben, muss es erst und immer wieder sich setzen. Und wenn dies Sich-aufheben in letzter Beziehung ebenso nötig wird, so ist es doch eine Tätigkeit, die Tätigkeit des Ich selbst — durch nichts anderes zu leisten (Spinoza, Ethik IV 22), und

nie dadurch zu ersetzen, dass alle Individuen mechanisch übers Kreuz mit den Angelegenheiten der andern befasst würden. Das Christentum, welches zu diesem Irrtum Anlass gegeben hat, hat auch die absolute Selbstbedeutung der Menschenseele in unserem Bewusstsein befestigt; und ähnlich ist's mit den Stoikern. Der Hierokles-Papyrus schildert gut, wie das Selbstsein im Laufe der Individual-Entwicklung allmählich in den Menschen hineinwächst, von der „Selbstwahrnehmung“ in die Gefühls- und Willenssphäre, wo er in ein Zugehörigkeitsverhältnis zu sich selbst tritt, die „Selbstheimischkeit“, die in Selbstliebe und Selbsterhaltungstrieb zur Erscheinung kommt. Von hier dehnt es sich aus auf Verwandte, Freunde, Volksgenossen und schliesslich die ganze Menschheit. Jedermann ist so Mittelpunkt vieler konzentrischer Kreise, und die moralische Aufgabe ist, die Intensität der engeren auf die weiteren Kreise auszudehnen. Diese Selbstheimischkeit wird dann in der späteren Entwicklung in eine Gottheimischkeit gradlinig vertieft. Hier möge noch Hegels schönes Wort stehen: „Das Ichselbst ist ein wesentliches Moment. Was ich will, das Edelste, Heiligste ist mein Zweck. Ich muss dabei sein, Ich es billigen, Ich es für gut finden. Mit aller Aufopferung ist immer eine Befriedigung, immer ein Sichselbstfinden vorhanden. Dies Moment des Selbst, die subjektive Freiheit muss immer dabei sein“. (Wke. Berlin 1836, XV 525)

Noch in der Todesangst des Tieres, in der Eigenliebe des Eitlen und des Selbstsüchtigen bildet die letzte unendliche und sinnvolle Selbstbeziehung des Ich in dumpfester Form den Kern. In der unaufhörlichen verzweifelten Selbstumklammerung des Neurotikers ist die in sich stehen gebliebene absolute Ernstnahme seiner selbst anwesend, eine Ernstnahme, welche den Stoff zum religiösen Menschen abgibt. Die wahnwitzige nimmermüde Angst vor dem Selbstverlust, der Besitz oder Bestehen der ganzen Welt überwiegt, führt diesen Neurotiker zur Aufsichtnahme der erdenklichsten Schutzmassnahmen, die ihren schwachen Halt nur gegen immer stärkere Einengung verkaufen. Die normale Selbstbeziehung dagegen, welche schon in ihrer naturhaften unsystematisierten Form eine Offenheit gegen die Unendlichkeit im Hintergrunde des Selbst einschliesst, ist mit einem spezifischen Lustgefühl verknüpft, das alles gelungene tiefere Zu-sich-selbst-kommen und Bei-sich-selbst-sein begleitet. (Spin. Eth. III 53) Damit ist zugleich die jener untersten Selbstbejahung entsprechende, grundlegend positive Bedeutung der Freude gegenüber dem Schmerz gegeben — wie denn in der Tat es meist dieselben sind, welche die völlige Auseinanderreissung von Ich und Sich predigen, wie die, welche die Bejahung des Schmerzes elementar ins Leere bauen wollen. In einem wohlverstandenen fundamentalen Sinne ist Wohlgefühl

tatsächlich ein Zeichen des Zutraglichen, Normalen und In-Ordnung-befindlichen. Das ist seine organische Bedeutung, und das Lebendige ist eben die Grundlage des Geistigen, auf der dies erst selbständig werden kann. Und so ist es im selben grundlegenden wohlverstandenen Sinne ein eingeborenes, sozusagen metaphysisches Unrecht des Menschen, im Innersten seines eigenen Herzens satt zu werden, ein Recht, an das kein Werken und Sich-Mühen rein für Andere und selten eines für rein objektive Dinge völlig heranreicht. Und den anderen Menschen gegenüber hat dies Recht sogar einen praktischen Sinn. Wir bleiben in derselben Schicht, wenn wir weiter feststellen, dass es infolgedessen grundsätzlich noch weit sinnloser ist, einfach wider den eigenen Willen anzugehen (wie es weithin von Religion und Philosophie als mechanisches Wertkriterium empfohlen wird), als einfach dem eigenen Willen zu folgen.

#### **Gemeinschaft beruht auf des Menschen Selbstsein**

Alle wesenhaften Beziehungen, in die der Mensch eintreten kann, werden restlos je zur grösseren Hälfte davon getragen, dass er naturhaft oder geistig etwas in sich selbst, etwas an Substanz, Kraft, Sinnfülle ist. (Wir sagen: zur grösseren Hälfte; denn angesichts der Kraft, die auf dem Weg zum Andern verloren geht und die zur Aufschliessung desselben verbraucht wird, muss jeder immer einen Ueberschuss vorzustrecken haben.) Aus nichts wird nichts, dies gilt erbarmungslos im Grössten wie im Kleinsten. Die Sterne verwandeln die Anziehungskräfte der anderen Sterne nur dadurch aus zerstörenden in haltende, dass sie ebensolche aus ihrem Mittelpunkt aussenden; ähnlich ist's mit der Atomstruktur. Die Organe im tierischen Körper werden von den Absonderungen der anderen Organe nur so in die Lebendigkeit hinein gehalten, indem sie diesen aus ihrer Eigenkraft dasselbe leisten. Es war doch wohl Leibniz, der hier die letzten Formeln gefunden hat. Seine Lehre knüpft Wirken und Bewirktwerden innigst ineinander; sie lässt die Monaden, diese Knotenpunkte des Seins, die im angegebenen Sinne „etwas sind“, letztlich aus Kraft bestehen: Kraft, sich selbst zu sein, sich aufrecht zu erhalten, sich auszudehnen und auf Grund davon, doch nicht nachträgliche, Kraft, aufzunehmen, und Kraft, sich zu beschränken<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Leibniz entwickelt von hier aus Schlüsse von tiefsinniger Folgerichtigkeit, die zugleich das Gedankengefüge unterbauen, welches wir früher anlässlich der Ideen Gogartens andeuteten. Für Leibniz bedeutet die Selbstidentität der Monade ihre Tätigkeit, ihre Selbstbejahung — zugleich aber ist sie das Prinzip der Vernunftwahrheiten, die über „Selbstverständlichkeit“ (dieser doppeldeutige Ausdruck stammt

Hier wird klar, dass der letzte Baugedanke der Welt nicht zuerst altruistisch, sondern sozusagen imperialistisch ist. Wir geben ein vielsagendes Beispiel. Warum hat Gott Fliegen und Kuhschwänze geschaffen? Die Rationalisten des 17. Jahrhunderts, welche lehrten, dass Gott immer auf den einfachsten und statischen Wegen wirke, hätte diese Frage in Verlegenheit gebracht. Denn wäre es nicht einfacher gewesen, keine Fliegen und keine Kuhschwänze zu schaffen? Aber der dynamische Charakter alles Seins, das überall aus dem Ineinandergedrängt-sein von Antagonisten entsteht, liess wohl darin einen positiven Weg als vorzüglicher erscheinen. Die durch Kräftespiel stabilen Tier- und Pflanzengesellschaften der Natur sind das Ergebnis der kunstvollsten Benutzung aller einzelnen Selbstverabsolutierungen, durch die „List der Vernunft“; denn dass es Vernunft ist, wird von der Formhaftigkeit des Ergebnisses trotz der Brutalität seiner Gewinnungsmethoden bewiesen. Der Verstand des Menschen zerstört diese Formen allerorts. Er muss nun im menschlichen Gebiete mit der Vernunft leisten, was der Instinkt nicht mehr oder überhaupt nicht leistet. Dazu muss der Verstand mit einer grossen Selbstbescheidung beginnen: erkennen, dass er selber mit der Vernunft, mit jener Selbstbejahung Ich = Ich als seiner eigensten Keimzelle beginnt.

Auch die menschliche Gemeinschaft ist nicht ein in sich gefestigtes Rauggitter von gleichen Zellen, innerhalb derer der Einzelne sein oder nicht sein kann, was er will. Sondern auch unter den rationalisiertesten Formen der Gemeinschaft knirscht kaum merklich Druck und Zug der Selbstbehauptungen und Ausdehnungskräfte. Gestalt ist der Ort aller Punkte, wo Anziehungs- und Abstossungskraft sich die Waage halten. Form entsteht von innen, aber an der Grenze, mittels der Beziehung nach aussen, — diesem Gedanken hat Hegel Formulierungen abgewonnen, deren Unzähligkeit und Vielfältigkeit dem dialektischen Tiefsinn des Sachverhaltes entsprechen.<sup>2)</sup>

Auf Grund des Selbststeigerungstrebens kann vernünftige Selbstbeschränkung einsetzen oder gar nicht. Alles Recht ist Einheit von Selbstdurchsetzung und Selbstbeschränkung, absolutem und relativem Recht; und das zweite ist auch darum relativ, weil es sich auf das erste als auf seine unbedingte

---

im gegenwärtigen Zusammenhang von Grisebach) nicht hinauskommen. Hand in Hand mit der Selbstübereinstimmung muss die Herstellung der Uebereinstimmung mit den Anderen gehen, welche ein Sichbeschränken und Leiden ist, zugleich Prinzip der rein tatsächlichen Wahrheiten, die aber neue Erkenntnisse ergeben. Vgl. Kuno Fischer, Leibniz. 4. Auflage, Heidelberg 1902, S. 505 ff.

<sup>2)</sup> Kant, Physische Monadologie. Werke, Meiner-Ausgabe VII/2, S. 358.

Voraussetzung bezieht. Kein ins Leere gebautes Recht kann einen Leichnam im Gedränge aufrecht erhalten. Kein Gesetz schützt einen Kadaver vor den Geiern und Würmern. Alle Gemeinschaft erfordert Selbstbehauptung der Einzelnen als Grundlage der Ausschaltung ihrer Widerstreite. Im geringsten Verkehr, im geringsten Bewusstsein der Vergesellschaftung bedarf es einer dauernden Selbstbehauptung, welche für den Normalen nichts Peinigendes und Ueberanstrengendes hat — so wenig wie der Luftdruck uns etwa beengte, weil wir mit einem Kraftäquivalent dagegendrücken, durch welches ein nie über die Schwelle des Bewusstseins erhobenes Gleichgewicht entsteht. Nur dem Schwachen und Leeren sind die fremden Daseine, die unserer untersten Existenz eine gewisse Straffung und Abwehr auferlegen, schon als solche feindlich und kränkend. Je stärker einer sein Gebiet von innen her bestimmt, desto mehr empfängt er vom Angrenzenden seine wirkliche Form und leistet ihm denselben Dienst. Gemeinschaft fragt jeden, der mithalten will, zuerst: was bist du, wie wirst du mit dir selber fertig, wo ist dein Beitrag, an welcher Stelle willst du meinen Aufwand bestreiten — ehe man sich von ihr empfangen kann. Sich von einer fertigen Ordnung einfach hinnehmen wollen, heisst stehlen, was man nicht kaufen kann. Gemeinschaft ist nicht ein Sich-zusammen-drängen furchtsamer Schafe, nicht ein Satz morscher gegeneinandergelehnter Pfähle. Echte Harmonie ist höchste Kraft des Einzelnen. Sie „ist nicht die leere, sondern die lebendige Ruhe, wo alle Kräfte regsam sind, und nur wegen ihrer innigen Harmonie nicht als tätig erkannt werden“. (Hölderlin, Brief vom 1. I. 1799)

### Leben und Liebe

Der von vornherein entlichte, ichlose Mensch, Exemplar eines formalen Personbegriffs, das „Nichts in Person“ Jacobis — er ist nur noch der Andere, seine Welt nur noch das Andere, ohne Mittelpunkt und Eigentlichkeit. Alles ist darin ausserhalb seiner selbst, nichts vermag sich zum Hier und Jetzt zu raffen und darin zu behaupten, sondern alles ist fern von sich selbst und blass, fällt in sich zusammen und ins Leere. Es ist das, was Hegel als die „Andersheit schlechthin“ bezeichnet — wo alles nur gegenseitig, nur relativ ist und nichts Stand hat — das Nichtsein (vergl. auch Platon, Sophistes 256d—257a). Es ist die gottlose Welt, die Welt der reinen Materie. Der lebendige Mensch dagegen hat ein Lebensfeld um sich, eine „Kugel der Aktivität“ (Kant a. a. O.) Er organisiert die Materie. Leben, Erleben, Glück, Sinn, Gestalten ist, wenn der Mensch diese Kugel erfüllt, das Fremde, Tote, Lastende darin verdrängt oder durchdringt und seine Form durch inneren Druck prall

hält. Unglück, Leere, Krankheit, Stumpfheit, Sinn- und Lebenslosigkeit ist, wenn das Fremde, Beziehungslose als solches eindringt und die Grenze von aussen eingedrückt ist. Nur Kraft erschliesst Sinn. Wem sie in sich quillt, der kann tief widerstrebende Welten mit diesem Vernunftsinne besiedeln; andererseits könnte er umgeben sein von Meeren des Sinnes und doch würde ihm der gleichgültigste Gegenstand, die leiseste Bewegung in seinem Felde ein schreiender Beweis des Unsinn aller Dinge, wenn sein Leben in sich kraft- und sinnlos wäre. Einer kann eine höhere schenkende Ordnung durch Gottes Wort gewährleistet glauben, und vermag er sie sich nicht zuzueignen, so ist eben dieser Glaube der zermalmendste. Dieser Mensch ist dann gerade die von ihr verworfene Ausnahme, und die Gnade selbst wird ihm zur rettungslosesten Verdammnis.

Etwas in sich sein, sich durch innerste Selbstbejahung als etwas Bestimmtes setzen — das ist das Leben selbst. Wenn das an sich formale Ich sich als etwas Lebendiges, Bestimmtes, Inhaltsreiches bejaht, so geht es damit über sich hinaus, ohne sich zu verlassen. Es ist das innerste Wesen des Lebens, sich selbst zu überschreiten, zum andern, zum Gegenständlichen, zum Geistigen hin — ohne sich zu verlassen. Ein anderes Wort dafür ist „die Liebe“. Liebe ist nicht Altruismus, Liebe ist nicht Hass gegen sich selbst. Liebe ist das letzte Wort für das grosse Ja, welches das eigene wie das andere einschliesst und kaum zu fragen braucht, wessen es ist. Liebe ist Hingegebenheit an das Gute, Schöne, Grosse, Lebendige, Reine, Starke, Göttliche. (Die vergebliche Häufung der Wörter beweist, dass hier etwas durch sich selbst definiert wird.) Wer den Andern liebt, liebt sich selbst. Denn zur Hingabe muss man etwas hinzugeben haben, muss man selbst da sein. Selbstverständlich ist das nicht eng aufzufassen. Wer nichts in sich selbst ist und jenes Vollkommene in einem Andern mit desto grösserer Leidenschaft liebt, beweist dadurch, dass er trotzdem irgendwo noch oder wieder etwas ist. Es gibt eine Liebe aus Fülle, die an ihrem Ueberfluss leidet, und eine aus Leere, die nehmen will. Aber in beiden ist die Richtung auf das Selbst und die auf den Andern unlöslich verbunden. Wer den Ueberfliessenden ihm selbst abnimmt, tut ihm ein Gutes, und wer dem der Liebe echt Bedürftigen gibt, wird ihn reich machen und von ihm zurückempfangen. Wer liebt, will durch den Andern glücklich werden und mit diesem glücklichen Ich ihn beschenken. Es gibt fast jeden Grad von Bettelhaftigkeit in der Liebe, aber nur so, dass einer denkt, er vermöchte durch das, was er liebt, wirklich reich zu werden — oder wenigstens in seiner Gegenwart reich zu sein. Der Gegensatz dazu ist der leere Anspruch des falschen Altruismus, die Zufrieden-

heit oder gar das Leben „rein“ und allein aus dem eigenen Inneren erzeugen und erzwingen zu können. Wer aber in Bescheidenheit seine Angewiesenheit auf das Aeussere und Andere erkennt, für den lässt sich sogar in günstiger Weise rückwärts schliessen: Wer etwas echt zu lieben vermag, ist, vielleicht noch so weit hinter sich selbst, imstande reich zu werden. Das gilt auch für den Grenzfall, dass der Liebende sich ganz in seinem Gegenstand vergisst, von keiner Beziehung auf sich und Bedürftigkeit in sich mehr wissend. Gerade wer nichts ist, kommt von dem Gedanken an sich nicht so leicht los — wer alles ist, sehr leicht. — Aber nur der ist liebenswert, der irgendwo nehmen kann, sei es auch nur, das Wissen nehmen, dass das Gute da ist. Nur wer hat, dem wird gegeben. In keinem Fall also handelt es sich bei der Liebe um die stoische Dürre, darum, dass das Selbst schlechthin aus dem Spiel ist, wie es der grundsätzliche Altruismus unter Liebe versteht. Auf jeden Fall ist der kein Liebender, der nicht nehmen kann. Nehmen (und zwar echtes, geniessendes, nicht vorgetäushtes Nehmen) erfordert eine eigene Kraft und Kunst. Nehmen ist auch Geben. Geben, das nicht nimmt, ist oft allzuleicht. Um nehmen zu können, muss man etwas sein und sich selber irgendwo wert halten. Wer geben kann, darf nehmen und soll nehmen — auch wenn er, was nie ganz zu vermeiden, einem Andern fortnimmt. Die absolute Angst hiervoor zeigt den reinen „Heilsegoisten“; er ist wie die merkantilistischen Staaten, die nur exportieren und nicht importieren wollen. „Verletze niemanden (laede neminem)“ als Grundgebot ist das des Todes, für den, der nichts zu geben hat.

### **Selbstsein als Pflicht gegen den Nächsten**

Es ist ein interessierter und niedriger Irrtum des reinen Altruismus, dass die Menschen hauptsächlich das Bedürfnis hätten, von selbstlosen, sich für sie opfernden Personen umgeben zu sein. In den allermeisten Beziehungen ist dem Menschen nicht mit reinen Krankenschwester-Typen gedient, sondern allein mit Menschen, die in irgendeinem Sinne ganz, lebendig und sie selbst sind, die im Leben stehen und eine eigene Lebenssubstanz besitzen — oder wenigstens um dieselbe kämpfen — und davon etwas mitzuteilen vermögen. Das gilt in allen menschlichen Beziehungen im Masse, wie sie mehr in den Mittelpunkt menschlichen Seins rücken, in Freundschaft, Führertum, Lehrertum, und vor allem in Liebe und Ehe. Im selben Masse wollen die Menschen voneinander nicht allein Tun, sondern auch Sein, nicht nur Selbstüberwindung, sondern auch Selbstbehauptung, nicht nur dass man sich hingibt, sondern dass man darnach noch da ist.

Dass allerdings mit diesem Einwand gegen die übliche absolute Idealisierung selbstloser Fürsorge die Problematik weiterhin erst anhebt, wird dadurch klar, dass der Mensch selbstverständlich beziehungs- und zeitweise auch solcher Fürsorge sich bedürftig fühlt. Der Rhythmus zwischen ihr und dem fordernden Leben ist selten unter zwei Menschen ganz in Einklang zu bringen, und daraus erheben sich oft schmerzliche Verstrickungen zwischen ihnen. Man denke als einen Extremfall an Nietzsches Hin und Her zwischen Lou Salome und seiner Schwester (welche allerdings die „selbstlose Fürsorge“ nicht schenkte, sondern nur gegen Lebensverzicht verkaufte) — wobei Nietzsche während der einen Phase die andere beschimpfte. — Was hier hilft, ist ein Vertrauen, das Perioden gegenseitigen Vorbeilebens überbrückt; und solches Vertrauen ist allerdings auch nur möglich von und zu Menschen mit vorherrschendem Eigengehalt. Man kann dem Anderen nur vertrauen, wenn man auch sich selbst in irgendeinem Sinne werthält. Denn sonst wird immer etwas im Herzen bereit sein, einem Verrat des Andern recht zu geben.

So versucht man durch eigene volle Entselbstung den Nächsten auf mannigfache Weise und lässt ihn zu kurz kommen. Es hat also der Mensch auch um der Nächsten willen die Pflicht, ein Mensch zu sein. Wenn Andere sein Menschsein, ja auch nur Belehrung dadurch von ihm zu verlangen berechtigt sind, so muss er im äussersten Fall einen Kampf darum aufnehmen, der vielleicht hoffnungslos ist und den er lieber irgend einer Weisheit, Askese und Ueberschau zuliebe liegen liesse. Er muss sich auf die verlorenen Ziele Witterung schaffen, wie man einem Hund Blut zu lecken gibt, auch wenn es ihn fast zerreisst, und sich darin alles zumuten, was er sich um seiner selbst willen nicht mehr zumutete. Er muss die Liebe zum Leben so heiss in sich nähren, dass sie das Leben immer tiefer begreift und ihm dienen kann, auch wenn es so dem Menschen seine Stacheln ins Fleisch schlägt, auch wenn er seine Geschiedenheit vom Leben erst so immer gründlicher einsieht. Erst wo man sich auch in tiefer Müdigkeit und Verwundung als Selbst nicht sterben lässt, erst da fängt die echte Nächstenliebe an. Knechtsseelen, die mit altruistischem Schmarotzen ihr Leben bestreiten, können nur ebensolchen dienlich sein. Dienen kann man nur, wenn man sich hartnäckig weigert, darin Sinn und Absicht des Daseins zu sehen, und das Ringen um das Leben selbst, um das eigene Leben als noch so aussichtsloses nicht aufgibt. Allerdings ist die Meinung dann doch die, dass ein solches Ringen niemals durchaus vergeblich sein kann. Wer dagegen endgültig und in jeder Hinsicht von sich absteht, der dringt auch durch allen Opfersinn nicht wirklich zu den Anderen hin. Wenn einer, ermattet von der Fruchtlosig-

keit des eigenen Inneren und von der Unmöglichkeit, die Andern in fruchtbarer Weise damit zu befassen, sich entschlossen hat, nur noch mit ihren Sachen sich zu beschäftigen, so wird er, zu seiner Erleichterung, sich zunächst beliebt und gesucht sehen, und sicher, immer das zu treffen, was den Andern unerschöpflich angenehm ist. Aber bald erkennt er diese Beliebtheit als eine vorletzte und das, was sie gewonnen, als letzte Einsamkeit. Denn nur die Hohlsten, von Selbstsucht und Eitelkeit Ausgehöhlten wollen nur und immer das Eigene; wer noch etwas Höheren fähig ist, will auch echte Gemeinschaft und Austausch, im Masse wie er wirklich empfängt und dadurch selbst wächst. Zweiseitige Gemeinschaft ist die Bedingung des Empfangens.

Wer das missachtet und nur geben, nur angehören will, wird nicht die Besten für dies Verhältnis gewinnen. Er setzt vielmehr damit die bösen Instinkte seiner Partner frei, welche nicht Gemeinschaft, sondern jenes absolute Herrschen und Dienen wollen. Auch in dieser Beziehung ist ein gewisser zweiseitiger Beharrungszustand zu erreichen, in dem der Herrschende die Lust der Macht hat, der Dienende die Lust, sich selbst abgenommen zu sein. Aber wer da nicht bis zum Ende der vollen Enteignung gehen will, der wird sich bald über das vorgesetzte Mass hinausgedrängt finden. Man wird ihm keine Regung selbst überlassen, man wird ihn in keinem Winkel seines Selbst sich unangefochten zu eigen sein lassen.

#### **Liebe zum Einzelnen und über den Einzelnen hinweg**

Dies alles ist es, was Jesus meint mit seinem Wort von den Hunden, die wenn man ihnen das Heiligtum gibt, sich wenden und einen zerreißen. Auch die Hingabe ist ein Heiligtum. Hiergegen gibt es nur Abschluss ohne Hass, und innere Macht zu solchem Abschluss, stamme sie woher sie wolle. Er selbst behielt sich strengstens vor, immer wieder, wenn das Volk zu ihm drängte, durch Flucht in die Einsamkeit sich von allem Unsauberen, Klebrigen des Einander zu reinigen und das Bewusstsein von Dingen zu bewahren, die einsam sind bis zu tiefster Seligkeit und Melancholie. Er hielt es nicht für Pflicht, sich unaufhörlich mit wesenlosen Menschen zu umgeben und durch sie sich aussaugen zu lassen. Er wusste, dass es vielmehr Recht und Pflicht gibt, auch über die nächste und erfüllteste Bindung hinweg sich selbst noch den Blick unmittelbar zu den höchsten Dingen offen zu halten. Ja dieser Blick ist es erst, der auf die Dauer die tiefere, gespanntere Gemeinschaft unter den Menschen ermöglicht, indem er jenes Ueberschiessen darüber, jenes wechselseitige Sichversagen, jenen Urkampf zwischen Freiheit und Erfüllung positiv und hoch

her begründet, der in seiner niedrigeren Form als Koketterie, als Auch-anders-können die Spiele der Liebe den Menschen eine Weile so reizvoll macht.

Wenn eine Weile schon in dieser dumpfen Form, so wirkt das geistigere Zu-sich-selbst-kommen am Anderen, wenn es auch im Augenblick einen Abstand zu ihm schafft, schon gar nicht auflösend, sondern, im Blick auf den Gesamtrhythmus der Beziehung, gerade für ihre Begründung und Befestigung. Der Blick auf das Höhere über alle Bindung durch Personen hinweg, die Liebe zum Höheren in sich kann Gegenstand einer Forderung werden. Denn irgendwie angelegt und irgendwo vergraben ist diese Liebe in jedem Menschen. So weit behält Platon recht, dass die Liebe, welche die Gemeinschaft begründet, an sich zu dem Urbild des Vollkommenen jenseits der Einzelverkörperung gehe. Aber dies Allgemeine ist uns als endlich-bestimmtes nur im Individuellen gegeben, und wengleich gegenüber den individuellen Verkörperungen die Forderung einer Liebe unmöglich ist, muss der Mensch doch sein Gefühl nahe bei dieser individuellen Zuspitzung halten. Denn jeder Versuch, den göttlichen Ursprung in allem gleichmässig zu lieben, führt nur zur Verdünnung des Gefühls bis zur Unkenntlichkeit. Grosse Philosophen haben den Gedanken gewagt, dass auch die Liebe Gottes zum Geschöpf nur im Masse von dessen Individualisierung individuell sei.

So geht auch die Forderung der Feindesliebe durchaus über das dem Menschen Zugängliche und Sinnvolle hinaus und führt als gemeingültig festgehaltene zur Lüge. Wohl möglich, dass Jesus, auch sonst über erhörtes Menschenmass hinausragend, die Kraft dazu besessen hat — obwohl im Evangelium nicht gesagt wird, ob er für seine Feinde auch um Vergebung gebeten hätte, wenn sie gewusst hätten, was sie tun, d. h. wirklich Feinde waren. Der Sinn, den die Feindesliebe da als solche und vielleicht überhaupt hat, wird wie so manches Aeusserste der Religion in Indien klar. Im Buddhismus z. B. gibt es eine eigentliche Lehre von der „Kraft der Freundschaft“, die als eine seelische, ins Aeussere hinauswirkende Macht des Guten strahlartig auf böse Menschen und Tiere gerichtet wird und sie augenblicks besiegt. Wenn wir Berichten heutiger Reisender wie Brunton trauen dürfen, so wird diese Macht auch jetzt noch von den grossen Mystikern, die oft mitten im Urwald mit seinen Tigern und Giftschlangen leben, zu ihrem Selbstschutz erfolgreich ausgeübt. Selbstverständlich hat diese Feindesliebe mit blossem Nachgeben und Sichunterwerfen nichts zu tun, sondern ersetzt und überwindet die äussere Gewalt durch eine noch grössere innere — die allerdings nicht im selben Sinne Gewalt ist.

Wenn aber diese Kraft, Riesenschlangen sinnvoll zu lieben,

dem vergotteten Menschen vorbehalten sein muss — so wie auch nach Duns Scotus Gott in jedem andern Geschöpf als im Menschen sich hätte einfleischen können, ein Gedanke, den Karl Barth sich heute wieder zu eigen macht, wenn er sagt, dass Christus auch als Riesenschlange hätte zu Riesenschlangen gesandt werden können — so hängt für den gewöhnlichen Menschen alles daran, seine Liebeskraft im Raum des für ihn Sinnvollen zusammenhalten. Die wahre Liebe ist ein amour de choix et de préférence. Jede Liebe ist falsch, die den Wertvolleren oder den in seinem besonderen Werte uns Näheren zu kurz kommen lässt zugunsten des Wert- und Beziehungsloseren. Der gewöhnliche Mensch wird übergenug aufzuwenden haben, um diese wertvolleren und ihm verbundenen Menschen genug zu lieben und zu ehren. Schon eine Pflicht der Dankbarkeit ist es, ihnen die individuell gezieltere Förderung, Teilnahme und Einsatzbereitschaft zu geben, welche sie beanspruchen dürfen; — zu geben mehr noch in innerem Mitleben als in äusserer Leistung. Der Edlere verschmäht eine Liebe, die für alle in einem Topf gekocht, mit einer Kelle ausgeteilt wird.

#### **Rangordnung von Edel und Gemein**

Aber gerade hier liegt die Frage. Das Christentum lehnt in seinen gebräuchlichen Formen<sup>3)</sup> den unentbehrlichen Gedanken menschlicher Rangordnung ab, der Protestantismus sogar diejenige nach rein geistlichen Masstäben. Rangordnung wäre dabei natürlich nicht gedacht als Anlass, sich im Gedanken des Abstandes zu gefallen, sondern nur als Forderung, nicht alles auf den kleinsten gemeinsamen Nenner zu bringen, sondern aus den gottgesetzten Unterschieden die besonderen, wenn auch grösseren oder geringeren Pflichten und Rechte zu folgern. Und das unentbehrliche vorwiegend natürliche Wertkriterium, dessen Nichtachtung so vielen Fehlentwicklungen des Christentums zugrunde lag, ist das von Edel und Gemein. Dieser Gegensatz spielt sich in einem andern Raum ab als der von Gut und Böse. Es bedarf keines Worts, dass Jesus einen höchst zarten, leidenschaftlich ansprechenden Instinkt für jene Wertqualität hatte; aber er verwehrte es sich, ihn in seine Lehre einzulassen. In der Ethik des Aristoteles, die als durchgebil-

---

<sup>3)</sup> Doch sagt z. B. Nikolaus Cusanus, es handle sich darum, ein jedes Ding nach seiner Stellung in der Stufenordnung des Ganzen zu lieben — entsprechend der Monadenlehre dieses Denkers, wonach jedes Ding gerade als Individuum eine besondere, nach der Vollkommenheit (Leibniz würde sagen: Deutlichkeit, und dasselbe meinen, nämlich Ausdrücklichkeit) abgestufte Spiegelung des Ganzen und Göttlichen ist.

detste der Antike auf uns gekommen ist, spielt, trotz vorgeschrittener Rationalisierung der Begriffe, die Grossgesinntheit (Magnanimitas) die Hauptrolle, als eigentlich persönlich erwärmtes und existentielles Ideal des Verfassers. Wenngleich dieser Begriff von dem unsrigen des Edlen abweicht, so ist doch die Annäherung unverkennbar. Thomas von Aquin sucht sich ihn zu eigen zu machen, indem er sagt, er widerspreche der christlichen Demut nicht; denn bei Betrachtung der von Gott verliehenen Gaben dürfe sich der Mensch als würdig erachten. Selbstverständlich ist da aber der übliche Begriff der christlichen Demut durchkreuzt; denn wenn auch die relative Naturhaftigkeit des Edlen von Thomas schöpfungshaft vergeistlicht wird, so ist damit doch der Gedanke natürlicher Rangordnung eingelassen. In der Tat ist dies in Theorie und Praxis der Moral kaum mehr vermeidlich, sobald einmal der Gedanke der Demut im Sinne leidenschaftlicher Selbsterniedrigung, wie im gegenwärtigen Bewusstsein, wesenlos geworden ist. Allerdings muss man nicht bei denen, welche heute die Kategorien Edel und Gemein am lautesten im Munde führen, sich Rats über sie erholen. Gegenüber den Ideen vom Uebermenschen und nordischen Edelmenschen, wie sie in den Gebrauch der Untermenschen übergegangen sind, ist festzuhalten, dass gerade die Anwendung dieser Begriffe zunächst auf den Anwenden selbst, zur Unterbauung der Rechte, die man sich herausgenommen hat — falsche Einstufung beweist. Zweifellos wird der Edle im allgemeinen in erster Linie an seinem stärkeren Pflichtbewusstsein erkannt — psychologisch wenigstens; denn sachlich besteht diese Verkettung nicht. Sonst wäre alles mit der herkömmlichen Gleichung Wertvoll = Selbstverleugnend abgetan. Gerade auch zum Selbstschutz des wirklichen „Edelmenschen“ wäre also eine objektive Wert- und Moraltheorie dieses Begriffes nötig. Denn im allgemeinen wird der Edle auch gegenüber einer Moral des „freien Geistes“ immer genug und übergenuß Hemmung behalten, während der Gemeine, auch wenn man ihn ankettet, gemein bleibt. So scheint es unvermeidlich, sich zu überzeugen, dass es keine gemeinsame Moral gibt für die Edlen und die Gemeinen, die Scheuen und die Frechen, für die sich loslassen sollen, weil sie gehemmt sind und weil gut ist, was herauskäme, und für die sich zurückdämmen sollen, weil sie hemmungslos sind und weil schlecht ist, was hervorkommt. Aber wenn in unbewussteren Zeiten eine Typenmoral wenigstens als Standesmoral sinnvollerweise möglich war, weil eben die gegebene Einordnung des Einzelnen die feste Grundlage bildete (man denke an die Standesmoral der Bhagavad Ghita, — wo in einem an Nietzsche gemahnenden Sinne die Moralen des Bürgers, des Kriegers usw. gegeneinander abgehoben werden, sowie an Platon und Aristoteles,

die von einer Moral des Weibes, des Kindes, des Sklaven sprechen) — so wird in unserer heutigen demokratisierten Zeit, wo nichts mehr halblaut zu einem engeren Kreis von Eingeweihten und Geprüften geredet werden kann, kaum verhindert werden können, dass die Edlen und die Gemeinen, die ermutigt und die eingeschüchtert werden müssen, sich nach ihrem Instinkt je die falsche Hälfte einer nach Befreien und Binden geteilten Moral heraussuchen würden. Ein objektives Wahrheitsmerkmal der Einordnung gibt es aber nicht; denn selbstverständlich sollte unsere etwas rohe psychologische Zweiteilung<sup>4)</sup> nicht einfach Edel=Gehemmt und Gemein=Hemmungslos setzen. Ein solcher Ansatz würde nur zu einem unfruchtbaren Hochmut der Unfähigkeit führen — genau wie etwa der Ansatz Pascals zu einem Hochmut des Skrupulanten führt, wenn er (Brunschiwig 534) sagt: „Il n’y a que deux sortes d’hommes, les uns justes qui se croient pécheurs; les autres pécheurs qui se croient justes“. — Ausserdem war ja auch die Meinung keineswegs die, nun die Zweiteilung Gut-Böse einfach durch die andere Edel-Gemein zu ersetzen. Vielmehr kreuzen sich in der Wirklichkeit diese Gegensatzpaare untereinander mannigfaltig (es gibt gute unedle Menschen, sowie den bekannten „edlen Verbrecher“), wie auch noch mit anderen autonomen ethischen Wertdimensionen (etwa Stark-Schwach) — sodass man sich schliesslich zu der rein individuellen, ja auch zeit-momentanen Moralität Simmels geführt sähe.

### Gerechtigkeit und Wohlwollen

Diese Schwierigkeit sagt allerdings nichts dagegen, die Norm „Jedem das Seine“ wenigstens als möglichst annähernd zu er-

---

<sup>4)</sup> Diese Zweiteilung Gehemmt-Hemmungslos bietet nur eine solche von Naturtypen, die bestimmte (keineswegs eindeutige) Affinitäten zu derjenigen Edel-Gemein hätten — welche aber ihrerseits auf eine eigenartige und vielleicht nicht ganz rationalisierbare Weise vom Natürlichen bruchlos bis ins höchste Sittliche hineinreicht. Die fast eindeutige Bindung des Gegensatzes Gehemmt-Hemmungslos nach unten, ins Natürliche könnte durch Unterbauung mittels der vor 150 Jahren, besonders vom deutschen Idealismus mit kritikloser Begeisterung ergriffenen, heute zu Unrecht ganz vergessenen Typenlehre des schottischen Arztes John Brown klar werden. Er stellte zwei Arten der Konstitutionen auf sowie zwei Grund-Arten der Krankheiten, zu denen jene entsprechend neigten: sthenische und asthenische. Bei ungenügender äusserer Reizaufnahme versackt das Leben in sich (asthenisch), bei übertriebener Reizaufnahme überanstrengt und zerstreut es sich (sthenische). Also eine gewisse physiologische Intro- und Extraversion.

reichendes Ideal festzuhalten. Es ist ein Irrtum, dass möglichst einfache rasante Ethik allein wirkungsvoll sei; ganz im Gegenteil hebt sie sich, was auch ihr Inhalt sei, am Ende selbst auf. Wenn wir heute unter dem Einfluss naturalistischer, vorwiegend entfesselnder Lehren wie der Marxens und Nietzsches die Politik einiger Staaten in Rechtsverletzungen von furchtbarer Brutalität absinken sehen, so bietet sich uns ja dasselbe Bild, wenn wir den Blick etwas weiter schweifen lassen und das Verhalten anderer Nationen, die sich noch heute offiziell zu Christentum oder Humanität bekennen, gegenüber wehrlosen Völkern beachten. Von dem Augenblick an, wo die Kreuzfahrer des Columbus sich wütenden Raubtieren gleich auf die nackten Wilden Amerikas stürzten, bis zu den heutigen Methoden der Niederhaltung, Ausbeutung, Ausrottung der Farbigen durch die weissen „Herrenrassen“ haben sich die zurückbindenden Grundsätze von Christentum und Humanität nur als ein beengendes Kleidungsstück erwiesen, das beim Versinken des europäischen Horizontes in einem Augenblick abgestreift ist. Im ersten Falle vollzieht sich die Wirkung der Ethik gradlinig, im zweiten durch seelischen Gegenstoss: inhaltlich ist sie dieselbe, und die tiefere Bestialität ist weder einfach durch Freiheit noch einfach durch Zucht zu sanieren. Es gibt eben eine Bestialität aus der Natur und eine aus dem Geiste. Und in den heutigen Zeitläufen kann man sich zuweilen des Gedankens nicht erwehren, dass die weisse Rasse, nachdem sie infolge ihrer Ueberintellektualisierung und daraus hervorgehenden kopernikanischen Masslosigkeit die ganze Erde, Landschaften, Pflanzen, Tiere, Menschen und Kulturen entregelt und verwüstet hat<sup>5)</sup>, nun zum Schluss daran geht, sich selbst zu zerstören — und dies eben nicht ohne Beihülfe ihrer auf demselben Grunde erwachsenden falsch radikalen Lebensanschauungen. Wenn aber die glatte Wendung gegen die Natur und diejenige für die Natur so zum gleichen Ergebnis führen — so scheint die Roheit, Salzlosigkeit, Selbstsicherheit,

---

<sup>5)</sup> Arnold Heim bietet in seinem lebendigen Buche „Weltbild eines Naturforschers“ einige aus ungeheurem Material herausgegriffene, aber grösstenteils selbst gesehene Belege für diesen Ablauf (2. Aufl. Bern 1942. S. 191—217). — Gegenüber einer Kritik dieses Buchs im Märzheft der „Schweizer Monatshefte“, welche die neuerdings starke Vermehrung einiger Kolonialvölker als Beweis anführt, dass man diese sich nicht selbst überlassen könne — ist geltend zu machen, dass die Zerstörung der „Landschaft“ sich im Aussterben wie im masslosen Wachstum einzelner Bevölkerungen ausprägen kann: Haben die Kriege in der Form wie seit 1914 einen tieferen Grund als das grenzenlose Wachstum der Menschenzahl aus Verlust jeden natürlichen Gleichgewichts?

Kompaktheit menschlicher Selbstsucht wohl in den Meisten unerschütterlich und unerschöpflich zu sein.

Da aber doch die Anstrengung dawider nicht aufgegeben werden darf, so wäre es wohl an der Zeit, nun einmal anderswo anzusetzen. Mehrtausendjährige Erfahrung hat gezeigt, dass die Schneide möglichst radikaler Verbote und Gebote (doch wird eine solche Ethik immer eher zu ersteren neigen) in den Ernsthaften auf die Dauer abbricht, in den Leichtfertigen sich abstumpft. Ein Versuch wäre also fällig mit ethischen Normen, die ohne falsche Grosszügigkeit, ohne Spiessbürgerlichkeit das besagen, was sinnvoller Weise wirklich getan werden kann und muss und die nun das Positive als Grundlegendes lebhaft und lebenshaft betonen, sodass sich das Negative daraus ergibt. Kommt eins davon zu kurz, so ist's immer noch wichtiger, dass das Gute getan als dass das Böse gelassen wird. Eine solche realistische, stark aufs Positive ausgerichtete Ethik würde dann auch die Blässe, die hier besonders allgemeinen Vorschriften beiwohnt, durch weitgehenden Einbau der feineren Unterteilungen in die Grundproportionen überwinden können.

Jenes Positive kann einerseits als die Liebe bestimmt werden; wenn sie aber als allgemeine leer ist, so kann doch die Bereitschaft dazu, mindestens die Bereitschaft zur Schätzung und Förderung alles dessen, was als wertvoll und der Förderung bedürftig in unsern Gesichtskreis tritt, geboten werden. Das eigentliche Gerüst ethischer Normen muss sich immer an Willen und Verstand wenden; so haben auch Rationalisten immer die Liebe selbst als dies schlechthin allgemeine Wohlwollen aufgefasst. Leibniz<sup>6)</sup> hält durchaus die Beziehung auf des Liebenden Eigenglück fest, wengleich dessen Inhalt das Glück des Anderen ist. Die christliche Liebe (Caritas) dagegen definiert er als allgemeines Wohlwollen. Der gute Mensch ist der, welcher alle liebt, soviel es die Vernunft erlaubt. Kant, der christliche Selbsterniedrigung vor dem Nächsten mit Lebhaftigkeit ablehnt<sup>7)</sup>, betont, dass Liebe als Gefühl nicht geboten werden kann, und sie vielmehr als Maxime des Wohlwollens gedacht werden muss. Die Pflicht der Nächstenliebe verlange von mir, die Zwecke Anderer, soweit nicht unsittlich, zu den meinigen zu machen<sup>8)</sup>. Unter dieser Bedingung soll mein Wohlwollen auch mich selber einschliessen<sup>9)</sup>.

Wohlverstanden, zeigt diese Position, dass im Bereich des Verstandes die Rechtsfrage zwischen Ich und Du einer

---

<sup>6)</sup> Codex juris gentium diplomaticus. Einleitung. Hanoviae 1693.

<sup>7)</sup> Metaphysik der Sitten II § 11/2.

<sup>8)</sup> Ebenda Einleitung XIIc, ferner § 25.

<sup>9)</sup> Ebenda § 27.

glatten Lösung zugänglich ist. Unter der Voraussetzung, dass jedermann unparteiisch nach seinem Werte und objektiven Bedürfnis eingestuft wird, verlieren Egoismus wie Altruismus ihre Bedeutung. Sobald die rein natürliche Selbstsucht nicht mehr Norm ist, aber auch Selbstkasteiung nicht mehr als verdienstlich und fruchtbar gilt, hat es für die Theorie keine Bedeutung mehr, ob es sich jeweils um Ich oder Du handelt — so wenig wie um Diesen oder Jenen. Wenn der Mensch im Sinne dieser Gleichberechtigung zu sich selbst steht, so kann man von ihm verlangen, dass er gegebenenfalls ebenso eindeutig und zögerungslos über sich hinweggehe. Und umgekehrt, wenn er weiss und gezeigt hat, dass er ohne Bedenken den liebsten inneren Wunsch vor dem berechtigteren Anderen fallen lassen und diesen zu fördern vermag — gezeigt, dass er bei dieser Rechtsvergleichung durchaus sachlich sein kann: der darf, ja muss sich jenen Wunsch erfüllen, wenn er der Berechtigtere ist. Allerdings ist auch hier die Objektivität weniger nach unten, durch Entleerung, weniger allein durch grössere Verstandesmässigkeit und Kühle zu erreichen — als durch Erfüllung, durch die Liebe. Wer das Vollkommene so liebt, so absolut, wie es geliebt sein muss und will, der hat daran den richtigen Masstab der Einstufung. Denn er liebt es überall wo und im Masse wie es sich bietet, ob in sich selbst oder im Andern. Und sein Herz kommt irgendwie auch auf die Rechnung, wo er selbst verzichtet, weil die Liebe mit dem, was sie liebt, doch zuinnerst zusammenkommt, wenn sie nur weiss, dass es seine höchste Entfaltungsbedingung gefunden hat. Wer dies erfüllt, wer im Falle des Entweder-Oder sich am fremden Leben mehr freut als am eigenen, falls jenes das schönere, inständigere, höhere ist, das der zu vergebenden Möglichkeit besser genügt — der darf gewiss sein, dass ihm diese ganze vernünftige Betrachtungsweise zur Lebenswirklichkeit geworden ist, und soll sie gegebenenfalls auch zu eigensten Gunsten anwenden.

### **Das Schema wird biegsam**

Als verstandesrechnerisches und in Gefahr der Kasuistik schwebendes ist dies Schema nur das Gerippe des Lebens. Auf diesem festen Untergrunde bleiben immer genug irrationale Akzente in ihrem Recht. So zunächst, dass in einem gewissen Sinn die Angelegenheiten jedes Menschen ihm selbst immer die nächsten und dringlichsten bleiben, aus dem banalen Grunde, weil die Welt nicht so gebaut ist, dass jeder zunächst seine Nase in die Geschäfte des Andern zu stecken gemacht wäre — und aus dem pathetischen, weil jeder von sich selbst wird gefordert werden in einem tieferen und schrecklicheren Sinne als der Andere. Jene natur- und verstandeshafte Selbstbezo-

genheit ist einfach, diese höhergeistige ist dialektisch — so, dass vielleicht nur derjenige auf die Dauer sich richtig lieben kann (nämlich wie es nötig ist, um zu empfangen), der sich ohne Rest des Gegenteils gehasst hat. Und dass nur der richtig zu sich steht, der es lange nur aus widerwilliger Pflicht getan hat. Man muss wahrscheinlich lange Zeiträume hindurch jede Regung, jeden Atemzug unter dem Druck der Tatsachen von seinem natürlichen Ziel- und Wesenspunkt nach rückwärts haben umwenden müssen, um zu wissen, was das elementare Sich-selbst-sein und Auf-sich-bezogen-sein im Grunde heisst.

Der andere irrationale Akzent auf der gleichschwebenden Vernunftskonstruktion zwischen Mensch und Mensch ist der altruistische. Die Liebe ist rein in sich kein Rechenschieber (wie Leibniz in obigem Zitat ein wenig annahm — der ja auch das Musikhören als unbewusstes Betätigen einer Rechenmaschine auffasste). Was sie liebt, sind nicht in erster Linie Eigenschaften und platonische Ideen, sondern lebendige Wesen. So gewiss es etwa verwerflich ist, wenn ein Familienvater, dem auch noch bedeutende sachliche Aufgaben obliegen, sein Leben einsetzt, um einen im Rausch ins Wasser gefallenen verkommenen Trunkenbold zu retten — ebenso gewiss hiesse es der Menschheit schönsten Teil zerbrechen, wenn man jede „selbstlose“ Tat von solchen Vernunftabwägungen abhängig machen und rationieren wollte. Sich Einsetzen für den Anderen, Zurücktreten vor ihm und seiner selbst einfach Vergessen, und dies in einem unmittelbaren Aufflammen, auch wenn man mit guten Gründen das Gegenteil könnte — so wenig dies Unmittelbare einem Kant'schen Tugendbegriff entspricht: so bleibe solches doch immer der Menschheit ehrwürdig und liebenswert. — Dass es Manchem andererseits wieder sich einfach nicht lohnt, sich in das schmutzige Geraufe der Selbstsüchte zu mengen — dies ist, abgesehen von Fällen missachteter höherer Verpflichtungen gegen das Eigene, eine ziemlich private und rationale Lustrechnung. — Dann sind jedoch noch Menschen aufzuführen, die so ausgeleert und entzwei sind, dazu ohne individuelle Verpflichtung nach aussen, dass sie den ehrenhalber geführten Kampf um ihr Eigenstes ganz in ihr Inneres verlegen und sich äusserlich bedenkenlos gänzlich dem Dienste der Anderen hingeben dürfen. Schliesslich gibt es noch Berufungen zu derartigem Dienst in vermittlungsloser Schroffheit — wer möchte da sich schulmeisterlich zwischen Gott und die Seele eindrängen? Es gibt offenbar u. a. einen Grad von innerer Aufgesogenheit durch das Höhere, dass keine Möglichkeit mehr gefunden wird, mit den eigenen äusseren Angelegenheiten sich zu befassen, sondern nur im Bezug auf die Anderen, noch darin Versenkten eine Notwendigkeit dazu

gefunden werden kann<sup>10)</sup>. Nur sollen solche alle sich sorgfältig hüten, ihre Handlungsweise ressentiment- und vorwurfsvoll zu allgemeiner Norm aufzurichten.

Das Letzte bleibt immer das Zusammenspiel von Vernunft und unmittelbarer Anweisung — derart dass die Vernunft Inhalt des menschlichen Entwurfs abgibt, die Anweisung aber dessen höhere Zurechtstellung und Einordnung, welche dem zu Teil wird, der alles so lose in der Hand hält, dass es sich nach seinem eigenen Gesetz, aus seinem göttlichen Wesensgrund zu bewegen vermag. Dies ist das „In Gott Lieben“, welches ohne Enge, Angst und Gefährdung ist, aber darum nicht leidenschafts- und einsatzloser, sondern gerade individueller<sup>11)</sup> und absoluter: ein wahres „Zusammenfallen der Gegensätze“ am höchsten Punkt. Um diesem Verständnis näherzudringen, müssen wir dann noch das letzte und schwerste der uns vorgesetzten Themen angreifen, das von Mensch und Gott.

Auf den diesmal angedeuteten Grundlagen möchten sich wohl auch die Fragen des Gruppen-Egoismus und -Altruismus, die von Volk, Staat, Recht, Krieg, mit welchen das Christentum trotz mannigfacher Windungen nie hat fertig werden können, einer gesunden und heutigem Empfinden gerecht werdenden Lösung näher führen lassen. Ein sprechendes Einzelbeispiel für jenes Versagen ist etwa der immer erneute Verlegenheitsversuch, das Ethos des (berechtigten) Krieges durch den Bibelspruch zu decken: „Niemand hat grössere Liebe denn der sein Leben gibt für seine Freunde“. Als ob das Getötetwerden für den guten Christen problematisch wäre! Desto hoffnungsloser aber das Töten. Die neue Dimension, welche durch jene kollektiven Einheiten in die Ethik eintritt, ist die rein diesseitige. Das eigentliche Christentum kann Gemeinschaften positiv nur durch mystische oder sinnbildliche Ideen wie die vom Leib Christi, von der Gemeinde der Heiligen usw. denken. Die ethische Theorie der rein weltlichen Gemeinschaften wird sicherlich durch Mitberücksichtigung transzendenter Gesichtspunkte bedeutenden

---

<sup>10)</sup> Dass andererseits in dieser Situation auch der umgekehrte Ausweg eingeschlagen werden kann, beweist das Wort der heiligen Katharina von Genua: „Ich empfinde eine solche Liebe zu Gott, dass alle Liebe zum Nächsten mir im Vergleich zu derjenigen zu Gott als eine Heuchelei erscheint.“ („Leben und Schriften“, deutsch von P. Peter Lechner, Regensburg 1859, S. 104, 62, 202) Vgl. auch Oskar Pfister über Margareta Ebner („Religiosität und Hysterie“ Leipzig etc. 1928, S. 43).

<sup>11)</sup> Einem mit einem seiner Amtsbrüder bitterlich verfeindeten französischen Kirchenfürsten trat man mit dem Ansinnen einer Aussöhnung nahe, unter Berufung auf das Gebot der Nächstenliebe; worauf jener: „Oui, je veux bien l'aimer, mais seulement en Jésus-Christ!“

Nutzen haben können; aber das eigentliche Schwergewicht wird beruhen müssen in einer absoluten Ernstnahme des Natürlichen, Vernünftigen, Diesseitigen in ihm selbst. Gute Gemeinschaft, lebendigen Frieden mit den Menschen kann man nicht durch böse Macht und Uebermacht erringen; aber auch nicht durch Unterwerfung und Selbstausslieferung. Wenige Menschen wollen zu den Andern böse sein, sondern die meisten sind es nur, weil sie vergeblich nach einem Halt an dem festen Sosein des Andern suchen. Wenn man mit sich eins, mit seinen Normen und Zielen im Reinen, im allerletzten der Andern unbedürftig ist — und diese Sicherheit, dies Auch-anders-können, diese ruhige Macht dazu anwendet, um ohne Süchtigkeit gut zu den Menschen zu sein — so wird man am ehesten einen fruchtbaren Frieden mit ihnen tauschen. Der Kraftaufwand für diese sozusagen offensive Haltung wird geringer sein als der für eine Kapitulation nach vergeblicher Defensive. Die Kraft, solches zu vermögen, ist allerdings oberhalb des Menschen zu suchen.